merkte, sprach ihn an: „Höre, Abulkaßim! Heute ist ein Kaufmann aus Aleppo mit einer Kamelkast von vergoldeten Glasgefäßen hier eingetroffen, konnte sie aber nicht loswerden. Ich rate dir dringend, sie zu kaufen. Denn ich bin in der Lage, sie schon recht bald vorteilhaft für dich zu verkaufen, und du wirst dann das Doppelte des Einkaufspreises erzielen." Der Rat gefiel Abulkaßim; er erstand die Gläser um 30 Goldstücke. Sein Weg führte ihn über den Markt der Parfümeriehändler, wo ihm ein anderer Agent entgegentrat. „Höre, Abulkaßim!" hub dieser an, „heute ist hier ein Kaufmann aus Nisibis mit herrlich duftendem Rosenwasser angelangt. Du kannst es äußerst billig kaufen, weil der Mann Eile hat, wieder abzureisen. Ich werde es in Kürze für dich wieder verkaufen und du wirst dabei das Doppelte verdienen." Auch dieser Handel dünkte Abulkaßim nicht schlecht. Er kaufte also das Rosenwasser gleichfalls für 60 Goldstücke, füllte es in die vergoldeten Glasgefäße und ließ den kostbaren Einkauf in sein Haus bringen, wo er ihn in einem straßenwärts gelegenen Gemach auf einem Gestell sorgfältig unterbrachte.

Froh des guten Geschäfts, das er gemacht, suchte Abulkaßim nunmehr ein öffentliches Warmbad auf. Während des Badens bemerkte einer seiner Bekannten: „Freund Abulkaßim! Ich dächte, du dürftest dir endlich einmal ein Paar anständige Schuhe zulegen. Du bist durch Allahs Gnade ein vermögender Mann, und da kannst du doch unmöglich mit solch scheußlichen Ungetümen an den Füßen herumlaufen." „Eigentlich hast du ganz recht", erwiderte Abulkaßim gutgelaunt, „ich werde deinen Rat befolgen." Als er nachher aus dem Wasser stieg, sah er neben seinem Schuhwerk ein Paar funkelnagelneue Schuhe stehen. In dem Glauben, sein Freund habe ihm damit eine Ueberraschung bereiten wollen, zog er sie an und ging vergnügt nach Hause. Nun gehörten aber diese Schuhe dem Kadi, der ebenfalls an diesem Tage das Warmbad aufgesucht hatte. Als er sich nach dem Bade ankleiden wollte, vermißte er seine Schuhe. Alles Suchen war vergeblich. Da sagte der Kadi zu seinen Freunden: „Der Mann, der meine Schuhe genommen hat, wird die seinigen dafür zurückgelassen haben. Sehen wir einmal zu." Gesagt, getan. Ein herrenloses Paar unglaublich zerrissener und geflickter Schuhe zog bald aller Aufmerksamkeit auf sich. „Sieh da!", erscholl es im Chor, „dies sind ja die Schuhe Abulkaßims, des Zitherspielers! Es ist kein Zweifel möglich. Nun kennen wir den Dieb." Unverzüglich ließ der Kadi das Haus des ahnungslosen Abulkaßim durch seine Diener durchsuchen. Sie fanden die Schuhe ihres Herrn und schleppten den zu Tode erschreckten Zitherspieler zum Kadi. Angesichts dieses Tatbestandes erklärte ihn der Richter für schuldig des Diebstahls und ließ ihn nicht nur durchprügeln und einsperren, sondern belegte ihn obendrein noch mit einer schweren Geldstrafe.

Nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis trug Abulkaßim zornentbrannt die unglückseligen Schuhe zum Tigris und schleuderte sie mit einem Fluche in den Strom. Kurz darauf warf zufällig ein Fischer an derselben Stelle sein Netz aus. Als er es wieder in die Höhe zog, fand er zu seinem Erstaunen ein Paar Schuhe darin. Er erkannte sie auf den ersten Blick als die berühmten Schuhe Abulkaßims. In der Ueberzeugung, daß Abulkaßim sich über den Fund freuen würde, brachte er sie eiligst zum Hause des Zitherspielers, fand dieses jedoch verschlossen und den Hausherrn anscheinend abwesend. Da ihm die alten Fetzen einen zweiten Gang nicht wert schienen, warf er sie kurz entschlossen durch eine Fensterluke ins Haus. Unglücklicherweise führte die Luke in das Gemach, wo Abulkaßim die Glasgefäße mit dem Rosenwasser aufgestellt hatte. Die Schuhe flogen mitten in die zerbrechlichen Schätze hinein; das Gestell fiel um, klirrend zersprangen die Gläser und das kostbare Parfüm ergoß sich auf den Boden.

Als Abulkaßim zurückkehrte und vor dem duftenden Scherbenhaufen stand, raufte er sich die Haare, zerschlug sich das Antlitz und rief weinend: „O, wie arm haben mich diese verfluchten Schuhe gemacht!" Sie auf der Stelle unschädlich zu machen, war sein ganzes Sinnen und Trachten. Mittlerweile brach die Nacht herein; da schien es ihm das einfachste, im Hof ein Loch zu schaufeln und darin die Schuhe zu vergraben. Gleich ging er an die Arbeit. Die Nachbarn, die das geheimnisvolle Geräusch hörten, vermochten es nicht anders zu deuten, als daß Diebe einen Einbruch versuchten. Sogleich benachrichtigten sie den Richter, der eine Wache an Ort und Stelle sandte. Die Wächter fanden Abulkaßim beim Graben, nahmen ihn fest und führten ihn vor den Richter. „Wie kannst du dich unterstehen," fuhr der Richter den armen Teufel an, „bei deinem Nachbarn nächtlicher Weise die Mauer zu durchbrechen?" Er ließ ihn ins Gefängnis werfen und verurteilte ihn zu einer empfindlichen Geldbuße.

Bei seiner Rückkehr aus dem Gefängnis war Abulkaßims erste Sorge, sich der unheilvollen Schuhe zu entledigen. Er trug sie heimlich in die öffentliche Herberge, wo die fremden Karawanen abstiegen, und warf sie dort in die Kloake. Aber auch hier sollte die Laufbahn der Unglücksschuhe noch nicht enden. Bald war das Abflußrohr verstopft, die Kloake lief über und verbreitete einen höllischen Geruch, der den Aufenthalt in der Herberge unerträglich gestaltete. Bei der Untersuchung fand man die Schuhe als die Ursache der Verstopfung und erkannte in ihnen natürlich sofort das Eigentum Abulkaßims. Diesmal mußte er vor dem Statthalter erscheinen, der ihn zunächst fürchterlich ausschalt und ihn schließlich zu einer Geldbuße und zur Reinigung der Kloake verurteilte.

Mit den Schuhen in der Hand kam Abulkaßim heim. Unter trüben Betrachtungen über ihre unheilvolle Anhänglichkeit wusch er sie und stellte sie auf das flache Dach seines Hauses. Ein Hund, der sie dort liegen sah, hielt sie für einen alten Knochen und schnappte sie sich. Beim Sprung von einem Dach zum anderen aber entglitt ihm die Beute und traf im Fallen einen zufällig unten stehenden Mann, der eine schmerzhafte Kopfwunde davontrug. Als man das corpus delicti näher betrachtete, entpuppte es sich als die berühmten Schuhe des Zitherspielers Abulkaßim. Der Verletzte verklagte den Pechvogel und der Kadi verurteilte ihn, den Schaden zu ersetzen und für alle Bedürfnisse des Verwundeten während seiner Krankheit aufzukommen. Das verschlang den Rest des Vermögens, der dem Besitzer der Unglücksschuhe noch verblieben war.

Ganz verzweifelt ging Abulkaßim zum Richter, stellte die Schuhe vor ihn hin und sprach: „Ich bitte Eure Exzellenz, eine allen gesetzlichen Anforderungen entsprechende Urkunde auszustellen, und zwar des Inhalts, daß ich nichts mit diesen Schuhen zu tun habe und daß ich für nichts mehr haftbar gemacht werden kann, was immer diese Schuhe noch anrichten werden. Dann erzählte er dem erstaunten Richter haarklein alles Unheil, das die Schuhe über ihn gebracht hatten, und schilderte ihm mit bewegten Worten seine vergeblichen Versuche, sich ihrer zu entledigen. Da konnte sich selbst der gestrengeHerr eines Lächelns nicht erwehren; gnädig überreichte er dem braven Zitherspieler, dem seine Schuhe so übel mitgespielt hatten, zum Trost ein Geldgeschenk. Glücklich, dem Bann der Schuhe endlich entronnen zu sein, trollte sich Abulkaßim von dannen.

—⊡—

Drei Küsse der Bettina v. Arnim

Historische Skizze

von Anna Schwabacher-Bleichröder.

Sollte je einmal Bettinens Name als Dichterin vergessen werden, so kling: der als Goethefreundin fort und fort. Nicht nur ihr Reichtum an Geist gewann ihr des Olympiers Zuneigung, sondern, was ihn, den Bedeutend Aelteren und in der Schule des Lebens zu höchster menschlicher Vollendung Gereiften, über ihre oft grelle Phantasterei hinwegsehen ließ, das war, daß er in ihr die ausführende Kraft eines ewig schönen Wortes spürte: Edel sei der Mensch, hilfreich und gut. — Bettina war die Gattin Achim von Arnims und die Schwester Clemens Brentanos, eine Tochter der Goethefreundin Maximiliane, eine Enkelin der Wielandfreundin Sophie von Laroche und ein Schützling der Frau Rat Goethe.

Diese kleine Erzählung von den drei Küssen der Bettina gehört in das ihr eigene Gebiet der Romantik. Dort erblühte Rosen sind es, den Hauch edlen Menschentums ausströmend.

Die Geschichte des ersten Kusses hat einen derbkomischen Einschlag und beweist die „Schlagfertigkeit" der kleinen Bettina. Früh Waise geworden, wohnte sie, ungefähr seit ihrem achten Lebensjahre, meistens im Hause ihrer Großmutter, der bereits erwähnten Sophie von Laroche, in Offenbach. Bei der geistvollen Schriftstellerin gingen viele berühmte Männer und Frauen ein und aus. Das wußte die Kleine, und mit Vorliebe spielte sie daher im Hause die Rolle des Pförtners. Eines Tages klingelt es wieder einmal, und in neugieriger Eile öffnet das Mägdelein die Tür. Mit feierlicher Würde tritt ein schwarzgekleideter Herr über die Schwelle, beugt sich zu der kleinen Kastellanin herab und küßt sie zum Dank für ihren Dienst. Empört versetzt ihm Bettina, sehr impulsiv veranlagt, eine kräftige Ohrfeige. Dann aber, in sein liebes, freundliches Gesicht blickend, das selbst in diesem Augenblick der Betroffenheit noch einen grundgütigen Ausdruck trägt, bereut sie ihr Tun heftig. Wortlos vor Schmerz, den sie sofort danach empfindet, nimmt sie des Fremden Hand und führt ihn zur Großmutter. Dort erfährt die kleine Missetäterin, welche die Geisteshelden ihrer Zeit schon gut im Kopfe hat, daß der von ihr so derb Gezüchtigte kein Geringerer ist als Herder, der Briefe und Grüße aus Weimar von Goethe und Wieland bringt. Nun bemüht sich die Kleine unaufhörlich, ihre Heftigkeit wieder gut zu machen. Aber der Dichter, damals schon Hofprediger zu Weimar, legt ihr gütig die Hand auf den Scheitel und sagt, halb zu Bettina, halb zur Großmutter Laroche gewandt: „Diese da scheint sehr selbständig. Wenn Gott ihr diese Gabe als eine Waffe für ihr Glück zugeteilt hat, so möge sie sich ihrer ungefährdet bedienen, so daß alle sich ihrem kühnen Willen fügen und niemand ihren Sinn zu brechen gedenke." — Mit beruhigtem Gewissen nimmt Bettina dankbar diese gütigen Worte entgegen. Als man später den lieben Gast in den Garten führt, da gibt sie, die leidenschaftliche Blumenfreundin, dem neuerworbenen, väterlichen Gönner ihre liebsten Florakinder.

In eine weniger idyllische Umgebung führt uns die Geschichte des zweiten Kusses. Wilder, dröhnender Kampf tobt in und um Frankfurt. Als es Abend wird und das Getümmel sich entfernt, öffnet die kleine Bettina vorsichtig einen Fensterladen nach der Straße. Entsetzt prallt sie zurück. Ein Feind, ein junger Franzose, blutüberströmt, halb ohnmächtig, hebt um Schutz flehend seine Hände empor zu dem Kinderantlitz. Bettina hilft dem Verwundeten rasch ins Zimmer. Kaum ist dies geschehen, als ein kaiserlicher Reiter an das offene Fenster heransprengt und Wasser zum Trinken fordert. Das Dämmerlicht verbirgt den Franzosen vor den Augen des Reiters. Dieser trinkt und reitet fort. Bettina kann sich nun ihrem Samariterwerk weiter widmen. Vorsichtig — niemand im Hause darf etwas ahnen — schmuggelt sie ihren Schützling zur Hintertür hinaus über den dunklen Hof in den Holzstall. Hier wäscht und verbindet sie seine Wunden, speist und tränkt ihn und verspricht dem Neugestärkten, ihm nachts alles zur Flucht Erforderliche zu bringen. Und sie hält Wort. Von der schlafenden Großmutter hinweg eilt sie nachts an einen Kleiderschrank im Flur und entnimmt ihm einen Anzug vom verstorbenen Großvater. Dann holt sie ein ledernes Sofakissen, das ihr als Sparkasse dient. So betritt sie den Hof. Und während der Franzose sich umzieht, kniet ein hochherziges Menschenkind, Wache haltend, vor dem Stall und trennt rasch ihr Erspartes aus dem Kissen heraus. Sie drückt es dem Fremden in die Hand, geleitet ihn zur Pforte, zeigt ihm den nahen Main, wo ein Nachen liegt, hilft ihm über den Zaun und wünscht ihm glückliche Heimkehr zu seinen Eltern. Der bisher Wortlose stammelt schluchzend: „Mein Vater und meine Mutter werden für Sie beten." Zum Abschied küßt ihn Bettina auf die verbundene Stirn.

Auch der dritte Kuß wurde aus einem mitfühlenden Herzen gegeben und ließ dem, der ihn empfing — es war ein Blinder — für einen Augenblick seine ewige Finsternis vergessen: Einen Emigranten, den Herzog von Arenberg, hatte das Geschick getroffen, als junger Mann von zwanzig Jahren beide Augen bei der Jagd durch einen Fehlschuß seines besten Freundes zu verlieren. Er verkehrte viel im Hause der Frau von Laroche und trug sein Unglück mit bewundernswerter Ergebenheit. Bettina weihte ihm bald ihr Kinderherz, und sie war oft seine Führerin von Frankfurt nach Offenbach. Dennoch widerstrebte sie ihm, als er sie einmal aus Dankbarkeit küssen wollte. Er drang nicht weiter in Bettina. Daheim angelangt, berichtete sie ihrer Großmutter das Begebnis. Da sprach die alte Dame mit leisem Vorwurf zu ihr: „Mein Kind! Ein blinder Mann — ein armer Mann." Blinde sind oft hellhörig und ahnungsvoll. Auf dem Heimweg fragte der Herzog seine kleine Führerin, ob sie der Großmutter gebeichtet und was sie gesagt habe. Zögernd wiederholte Bettina ihm deren Ausspruch. Da zerbrach des Blinden sonst so mühsam festgehaltene Fassung. Jammernd rief er wieder und wieder: „Sie hat wohl recht. Ein blinder Mann — ein armer Mann!"

Tiefen Erbarmens voll, küßte ihn Bettina auf seine beiden erloschenen Augen.

Druck und Verlag: P. A. Santz, Altena.
Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.

DER ERZÄHLER

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 25 — Samstag, 25. Juni — 1927

Johannisfeuer

Skizze von Deez Anders.

Johannistag war heute! Sommersonnenwende!

Schon waren die dicken Eichenkloben zum flackernden Feuer geschichtet. Die Burschen und Mädchen lagerten um den Holzstoß, lachten und sangen, neckten sich und warteten auf die Johannisnacht.

Alle waren sie draußen auf dem „Berg", wie sie den kleinen Hügel am Ende des Dorfes nannten. Nur Hansing war daheimgeblieben! Hansing Dossen, der „Schaulliehrer", der „Humpeldei", wie die Jungens auf der Dorfstraße ihm nachriefen. Lehrer hatte er werden wollen, als der Vater noch lebte und Peter, der Aelteste. Beide waren sie im Krieg geblieben; so mußte Hansing vom Seminar ins Dorf zurück und den Hof bestellen. Und ein „Humpeldei" war er. Seinem rechten Fuß fehlten ein paar Zehen, schon von Geburt an, darum zog er ihn ein wenig nach. Die Burschen mochten ihn nicht, den „Stadtfratz", das „Blaßgesicht", das an den Abenden, nach getaner Arbeit, lieber ein gutes Buch las, statt mit ihnen Zerstreuung zu suchen. Wenn er auch seine paar Morgen Land und den Hof so akkurat wie kaum einer bestellte; er war kein rechter Bauer, und damit basta!

Hansing saß am Fenster, den Kopf in die Hand gestützt, und blickte in das leuchtende Abendrot, das die Waldwipfel umsäumte. Er hatte heute keinen Sinn für seine Bücher. Draußen waren seine Gedanken, draußen bei den andern.

Johannistag! Johannisfeuer! Droben auf dem „Berg" würde es hellauf lodern. Die Burschen würden mit ihren Mädchen durch die prasselnden Flammen springen, ein Paar nach dem andern. Und die bis heute noch nicht gewagt hatten, ihre Liebe zu gestehen, würden nunmehr die Herzallerliebste mit ihren großen, harten Händen packen und sie durch das Feuer tragen und sie dann abküssen.

Vielleicht kam auch jemand und nahm Johanna bei der Hand und . . . Hansing sprang auf. Schon hatte er die Mütze vom Nagel gerissen. Aber schlaff fiel er wieder auf den Stuhl zurück.

„Humpeldei!" würden sie rufen, auch die Großen heute! Er würde ja noch nicht einmal allein durch das Feuer springen können, er, das „Blaßgesicht", der „Schulliehrer".

Johanna Steffen wohnte im Nachbarhof. Schon als Kinder hatten sie zusammen gespielt. Als er in der Stadt war, schrieb er ihr Briefe, dumme, verliebte Briefe. Nie bekam er Antwort darauf. Aber in den Ferien sagte sie ihm dann alles mündlich und antwortete auf seine vielen, vielen Fragen. Bis der alte Steffen dahinter kam und seiner Hanne die „Poussiererei mit dem Stadtfratz" verbot. Das wurde auch nicht anders, als Hansing den Hof übernahm. — „Ich will keinen Gelehrten in der Familie haben. Verstehst du mich?" donnerte der Alte. Er hatte es auf den Jochen vom Niederhof abgesehen. Das war ein Bauer nach seinem Sinn, und Jochen zeigte sich auch nicht abgeneigt, die hübsche Hanne zu heiraten. Vorläufig aber hielt sie noch stand, so sehr auch der Alte wetterte.

Die Nacht war schon über den Wald gekrochen. Hansing saß noch immer am Fenster und brütete vor sich hin. An Johanna dachte er, und was wohl aus ihnen werden würde. Droben auf dem „Berg" lachten und sangen sie nicht mehr. Die letzten Scheite hatte ein Regen verlöscht. Die Burschen und Mädchen waren ins Wirtshaus gezogen, wo die Alten schon am Biertisch saßen und den kleinen Saal im Oberstock blau geraucht hatten. Ein paar Musikanten spielten zum Tanz auf. Die Burschen drehten ihre Mädchen im lustigen Takt, und die Alten schmunzelten dazu und lachten und tranken. Auch drunten am Ausschank standen sie dicht gedrängt; besonders der alte Steffen und Jochen vom Niederhof waren dabei.

Draußen brauste Gewittersturm. Der Regen klatschte gegen die Fenster. Der Donner grollte. Zuweilen überhellte fernes Wetterleuchten die trübe Petroleumlampe in der Wirtsstube. Die Tanzenden und Lachenden hörten es nicht, wie das Unwetter näher und näher zog. Der Teufel schien in die sonst so wortkargen Bauern gefahren zu sein.

„Na, und nu Prost, Jochen! Auf die . . . die . . . die Kindtauf!" schrie der alte Steffen. Jochen trank ihm zu und wieherte vor Lachen.

„An mir soll es nicht liegen! Wenn ich sie nur erst hätte!" gab er zurück und prostete dem Alten wieder zu. Etwas bedenklich schien ihm die Sache jedenfalls noch; hatte der Alte seine Hanne doch nicht einmal zum Johannisfeuer auf den Berg zwingen können.

„Eingeschlossen habe ich sie! Dieser Querkopf!" triumphierte er. „Ich werd sie lehren, mir zu trotzen. Ich zwing sie doch, so wahr ich . . ."

Steffen setzte den Krug hart auf den Tisch. Ein gewaltiger Donnerschlag hatte ihm die Rede verschlagen. Einen Augenblick war es totenstill in der Wirtsstube. Verwirrt sahen sich die Bauern an. Erst allmählich fanden sie wieder Mut zum Sprechen. Auch die im Oberstock Tanzenden waren erschreckt auseinander gefahren und drängten sich jetzt in die Wirtsstube. Man redete hin und her, einige Frauen suchten ihre Tücher und redeten auf ihre Männer ein, daß sie sich nach Hause scherten; doch schon lachten die meisten wieder.

Plötzlich wurde die Tür aufgerissen. Die der Tür zunächst Stehenden wichen zurück, als wäre der Leibhaftige erschienen.

Tim Karge stand auf der Schwelle, ein etwas geistesschwacher Besitzerssohn, den sie zu Hause gelassen hatten. Nur mit einem Hemd war er bekleidet. Fest krampfte er die Hände gegen die Brust, die keuchend auf und nieder wogte; wirr hing ihm das Haar in die Stirn, auf der glänzender Schweiß stand.

„Feuer! Es brennt . . ." schrie er heiser, dann stürzte er zu Boden. — —

Als Hansing, der daheim gebliebene „Schaulliehrer", erwachte, glaubte er noch immer zu träumen, von der Johannisnacht und seiner Johanna, die er jauchzend durch die auflodernden Flammen getragen hatte. Erst nach Sekunden kam ihm mit jähem Schreck zum Bewußtsein, daß ein gewaltiges Feuer seine Stube taghell erleuchtete. Schnell zog er sich notdürftig an und stürzte auf die Straße.

Der Nachbarhof brannte, Steffens Haus! Erstaunt blickte er auf die Umstehenden.

„Seid Ihr denn verrückt geworden!" schrie er.

Jammernd und wehklagend standen die da und starrten in die Flammen, die, vom Sturm getrieben, jetzt schon den Dachstuhl gierig fraßen. Untätig standen die Menschen da. Nur ein paar Männer und Frauen schleppten Wasser in Eimern herbei und gossen es in die Flammen, ohne Sinn, ohne Erfolg. Kopflos waren sie alle. Niemand war auf den Gedanken gekommen, die Spritze zu holen.

Der alte Steffen, der nur mühsam vom Wirtshaus bis zu seinem Hof getorkelt war, lag auf der Erde und jammerte und heulte. Seine Arme umklammerten die Beine Jochens.

„Stellt doch die Eimer hin!" rief jemand. „Das Vieh muß aus den Ställen!"

„Das Vieh, das Vieh!" brüllte Steffen, der diese Anordnung gehört hatte. „Laßt es doch schmoren! Aber Hanne, mein Kind, mein Kind . . ."

Hansing zuckte zusammen. Fragend schweifte sein Blick über die Mädchen.

Johanna war in dem brennenden Hause? Seine Johanna? Kaum hatte der „Schaulliehrer" die Tragweite dieser plötzlichen Erkenntnis erfaßt, als er auch schon mutig in das brennende Haus stürzte. — —

— — Wiederum Johannistag! Die Glocken läuten von der kleinen Dorfkirche her. Der „Schaulliehrer" macht Hochzeit heute. Das ganze Dorf ist dabei, alle freuen sich über das Paar, niemand spottet „Humpeldei" oder „Blaßgesicht" oder „Stadtfratz". Einen gewaltigen Respekt haben sie vor dem „Schaulliehrer" bekommen, der vor Jahresfrist seine Hanne mit dem Einsatz seines Lebens aus den zusammenschlagenden Flammen gerettet hatte.

—⊡—

Meeresgröße

Du Bild, wie nur die Ewigkeit es malt,
Wenn ziellos, weltenfern des Meeres Spiegel
In grün und violetten Tinten strahlt,
Verschwimmend in die fernen Wolkenhügel!

Wenn, von dem frühen Sonnendunst umglüht,
Die Wellen sich zu Silberspitzen kräuseln
Und mit melodisch-weichem Schlummerlied
Die erdenschweren Sinne lind umsäuseln — —

Fern gleiten Segel traumhaft übers Meer
Wie weiße Schwäne, die gen Eden fahren —
Das große Rätsel vom „Wohin" — „Woher"
Will sich in diesem Bild dir offenbaren:

Wird doch auch unser dunkles Erdenlos,
Den Segeln gleich, von einer Macht getrieben,
Die, unergründlich, rätselhaft und groß,
Im Kreis der ew'gen Sterne steht geschrieben

Und die ein friedvoll Ahnen in uns wahrt,
Daß alles einst an seinem Ziel sich findet —
Und nach des Erdendaseins Pilgerfahrt
Im weiten Schoß der Ewigkeit einst mündet —

Elly Wagner.

Der Zambo

Skizze von Hanns Walther Kappler.

Das kleine Städtchen San Sartos in Mexiko befand sich seit einigen Stunden in großer Aufregung. Fast sämtliche Einwohner umstanden lärmend und gestikulierend eine halbverfallene, am äußersten Rande des Dorfes gelegene Hütte. Der Bewohner war scheinbar nicht anwesend. Eine junge, schöne Mexikanerin hielt in ihren Händen ein etwa vier Jahre altes Kind, dessen linker Fuß mit Bandagen umwickelt war; dennoch konnte man unschwer erkennen, daß der vordere Teil des Fußes fehlte; wie der blutgetränkte Verband bestätigte, war die Amputation des Fußes erst vor einigen Stunden geschehen.

Donna Beggio, die Mutter des Kindes, hatte es nach langem Suchen in der Hütte des Zambo gefunden und mit Entsetzen die Verunstaltung ihres Kindes wahrgenommen. Auf ihr Geschrei hin waren bald die Dorfbewohner um sie versammelt, und alle stießen fürchterliche Drohungen und Verwünschungen gegen den verschwundenen Zambo aus, den einzigen Mischling von San Sartos. Einige Besonnene hatten nach dem Arzt und der Polizei geschickt, die sich denn auch bald einen Weg durch die erregte Menge bahnten. Der Arzt wickelte vorsichtig die Binde von des Kindes Fuß ab, nachdem er die Mutter und die zahlreichen Neugierigen gebeten hatte, die Hütte zu verlassen. Er stellte fest, daß der Fuß mit einem scharfen Gegenstand, anscheinend einem Beil, glatt abgeschlagen worden war, bewunderte indes den kunstgerechten Verband und war sich nicht klar über den Zweck der auf den Wunden liegenden, ihm vollkommen unbekannten Kräuter. Er konnte nichts mehr tun, als die Wunde nochmals aus-

Nr. 146

waschen und neu verbinden. Inzwischen hatte der Ortspolizist das Innere der Hütte untersucht und ein scharfes Beil gefunden, das noch geringe Spuren von Blut aufwies. „Diablos!“ meinte er zum Arzt, „ich möchte nur wissen, zu was dieser elende Zambo den Fuß des Kindes gebraucht hat. Sicher doch wieder zu einem seiner Götzendienste! Man sollte derartige Mischlinge des Landes verweisen.“

„Ich stehe auch vor einem Rätsel, indessen verstehe ich nicht, warum dieser Zambo im Orte allgemein gehaßt und gemieden wird, obwohl er doch bisher keines Menschen Haar gekrümmt hat.“

„Bisher —! Sennor Doktor!“ erwiderte der Polizist, der außer den beiden anderen Gendarmen, die vor der Hütte warteten, die Obrigkeit und Hermandad von San Sartos war. „Aber heute — heute haben wir ihn endlich erwischt!“

„Wir wollen jedenfalls erst abwarten“, begann der Arzt wieder, wurde aber plötzlich durch ein gellendes Geschrei unterbrochen, das durch die geöffneten Fenster in das Innere der Hütte drang. Sie traten vor die Tür. Dort hatte sich ein dichter Menschenknäuel heulend vor Wut zusammengeballt und schlug auf den wehrlosen Zambo ein.

„So befreien Sie ihn doch, Sennors!“ rief der Arzt aufgeregt den zuschauenden Polizisten zu. Diese zuckten mit den Schultern.

„Wir können nichts tun, — der Zambo wird sicher gelyncht!“

„Aber das ist doch unmöglich. Wir müssen ihn doch erst verhören!“

Der Arzt eilte zu der Menschenmenge und versuchte vergebens, durch den Knäuel zu dringen. Ratlos stand er inmitten der schreienden Menschen. Da endlich kam Rettung. Der Ortsgeistliche nahte. Der Arzt eilte ihm entgegen und berichtete in hastigen Worten. Der Geistliche beschleunigte seine Schritte und, was dem Arzt nicht gelang, — in wenigen Sekunden hatte sich die Menge beruhigt.

Der Pater trat zu dem am Boden liegenden Zambo, der sich nicht mehr erheben konnte. In der Faust hielt er ein Bündel Kräuter. Blut rann ihm aus zahlreichen Wunden. Mühsam hob er die Hand.

„Da — legt die Kräuter — auf die Wunde — kein Fieber —“

Der Pater sah fragend den im Dienst ergrauten Arzt an. Der griff hastig zu den Pflanzen und eilte wieder in die Hütte zu seinem kleinen Patienten. Er vertraute der Heilkunst des Zambo, wußte er doch, daß die früher hier ansässigen Indianer geheime Rezepte besaßen und mit ihren Wundenheilen Wunder vollbrachten.

Der Pater kniete neben dem Zambo nieder und flößte ihm Wein ein. Aber von neuem begann die Menge der Männer und Frauen zu murren.

Da traf sie ein zorniger Blick des Paters.

„Warum verurteilt Ihr einen Menschen, ohne ihn erst anzuhören?“

„Der Zambo ist ein Zauberer —“ klang es als Antwort.

„O Ihr Toren! Er ist ein Mensch wie jeder andere, wenn auch seine Hautfarbe sich von der unseren unterscheidet.“

„Hebt Dank, Pater,“ flüsterte der Zambo leise und küßte die Hand des Geistlichen.

„Du wirst genesen, mein Sohn!“ tröstete ihn dieser. Der Zambo schüttelte den Kopf: „Nein — ich fühle, es geht zu Ende . . .“

Der Mischling schloß die Augen. In diesem Augenblick erkannte man deutlich den Negertyp. Wenn aber seine Augen geöffnet waren, so glühte in ihnen ein stolzes Feuer, das seinen Gesichtszügen das Gepräge eines Indianers gab.

Der Pater sah selbst, daß die Wunden des Zambo zu schwer waren. Da trat der Arzt wieder zu der Gruppe; auf einem Blatt trug er eine winzige, blauschwarze Schlange mit zertretenem Kopf. Wortlos zeigte er das Blatt dem Pater und den umstehenden Menschen.

Da öffnete der Zambo wieder die Augen. Sein Blick schweifte in die Runde und blieb schließlich auf dem Blatt haften.

„Es — war eine Viper — — Fuß ab — einzige Rettung — — sonst — —“

Er konnte das Wort „tot“ nicht mehr aussprechen, mit gebrochenen Augen sank sein Kopf hintenüber. Der Pater drückte ihm mit leiser Bewegung die Augen zu, entblößte sein Haupt und segnete den Toten. Beschämt und erschüttert standen die Menschen im Kreis um den toten Zambo, der dem Kinde das Leben gerettet hatte. Sie wußten nur zu gut, daß unmittelbar nach dem Biß der Viper der gebissene Teil amputiert werden muß, sonst ist es schon nach Sekunden zu spät. Immer hatten sie den Zambo gehaßt, — ohne Grund! Jetzt beschämte er sie alle mit seiner Tat, mit seinem Märtyrertode!

Da knieten auch sie nieder und beteten für den Toten.

—⊙—

Die Staatsgewalt

Humoreske von Kory Towska.

Der Mensch, der glücklich leben will, muß sich auf möglichst freundschaftlichen Fuß mit der Staatsgewalt zu stellen wissen.

Die „Staatsgewalt“ von Eilenstein, einem hübsch gelegenen Badeörtchen, hatte eine Schnapsnase und hieß Gendarm Gefrorener.

Der älteste Badegast von Eilenstein, Partikulier Mühlmann, nach welchem auch der schönste Waldweg der Mühlmannssteg hieß, verstand es absolut nicht, die Staatsgewalt in gebührender Weise zu würdigen. Erstens pflegte er zu behaupten, daß das Polizeiorgan fürs Publikum da sei und nicht umgekehrt. Zweitens fragte er den Gendarm jedesmal, wenn er ihn traf: „Nun, Herr Gefrorener, was macht die Frau Gefrorene?“, obschon er wußte, daß er ihn damit ärgerte. Und drittens, was das Schlimmste war, spendete er der Staatsgewalt niemals Schnaps, Bier oder Wein, wie die anderen Badegäste.

Auf die Dauer ging das natürlich nicht. Einmal kommt für jeden Menschen der Tag, da er die Staatsgewalt braucht. Und auch für Herrn Mühlmann kam er.

An diesem Tage waren es nämlich 25 Jahre, daß Herr Mühlmann regelmäßig jedwedes Jahr nach Eilenstein kam, und dieses Jubiläum sollte vom Gemeindevorstand und den Badegästen zu einem großen Feste gestaltet werden. Festberichte sollten versandt werden, und man erhoffte von der glühenden Schilderung des weltstädtischen Badelebens einen allgemeinen Aufschwung für ganz Eilenstein.

Aber man hatte die Rechnung ohne die „Staatsgewalt“ gemacht. Der Herr Gefrorener leistete passiven Widerstand. Er suchte seine alte Vorschrift hervor, die aus der Zeit stammte da Eisen in den Eilensteiner Brunnen nur in der Form von verrosteten Nägeln und zerbrochenen Hufeisen vorkam und die Kohlensäure von einer hineingefallenen Siphonflasche herrührte.

Man kann sich also leicht vorstellen, wie viele Fälle da nicht vorgesehen waren. Um fünf Uhr früh Ständchen der Kurkapelle vor dem Hotel Grüner Stern; mittags Bankett im Kurhause; bei einbrechender Dämmerung Promenadenkonzert auf dem illuminierten Mühlmannssteg; abends Ball im Grand Hotel Eilenstein. Herr Gefrorener war der Geist, der stets verneinte. Er kannte weder ein Kurhaus noch eine Kurkapelle und konnte die Illumination eines Waldweges nicht erlauben, den es gar nicht gab. Hätte der Gemeinderat zur Feier des Tages den Grundstein zu einem Elektrizitätswerk gelegt, der Herr Gefrorener hätte auch diesen Punkt der Tagesordnung gestrichen, weil die Elektrizität nach seiner Vorschrift nicht bestand. — So blieb es bei dem Festessen zu Mittag und dem Ball am Abend. Denn geschmaust und gewalzt hatten die Eilensteiner von jeher, und darin hatte sich nichts in der Welt geändert, nicht einmal die Polizeistunde, bis zu der Musik und Tanz erlaubt waren.

Herr Mühlmann war außer sich. Denn wenn man sonst gar nichts ist, will man doch wenigstens fünfundzwanzigjähriger Kurgast sein. Er drohte bei Tisch, sich zu beschweren, und wenn er bis zum Minister gehen müßte. Aber der Bürgermeister machte ihm klar, daß ihm das für den heutigen Tag nichts mehr nützen würde daß es gescheiter sei, gute Miene zum bösen Spiel zu machen und die Staatsgewalt, so gut es gehe, auf seine Seite zu bringen, damit ihm wenigstens für den heutigen Abend keine unliebsamen Ueberraschungen mehr zustoßen möchten. Und er wußte ihn so zu beschwichtigen, daß Herr Mühlmann, seinem Rate folgend sich niedersetzte und dem Herrn Gendarm mit eigener Hand eine höfliche Einladung für den Ball im Grand Hotel schrieb.

Der Abend kam, und alles ging glatt. Der Ball war glänzend, das Essen ausgezeichnet, die Stimmung, erst etwas feierlich, wurde immer gemütlicher, und der Gefeierte begann sich mit dem Schicksal auszusöhnen.

Nicht nur mit dem Schicksal, sondern auch mit der Staatsgewalt. Der Herr Gendarm war der höflichen Einladung gefolgt, hatte seine Gala-Uniform und seine besten Manieren angelegt und tanzte mit den Töchtern der Kurgäste, solange er über das körperliche Gleichgewicht verfügte. Das dauerte freilich nicht lange Er war Herrn Mühlmanns Gast, und wenn man bedenkt, wie viel er nachzuholen hatte an nichtgespendeten Schoppen, so kann man sich leicht vorstellen, daß er gar bald nicht mehr so festen Boden unter sich fühlte, wie es für die Staatsgewalt wünschenswert ist.

Aber Menschen, Menschen sind wir alle! Das behauptete auch der Bürgermeister, und unter Absingung dieses schönen Liedes führte er die beiden bisherigen Gegner in eine Nische und regte einen feierlichen Friedensschluß an, bei dem alle Teile gewinnen würden.

Herr Mühlmann sträubte sich nicht. Es war schon Mitternacht vorüber, und er hatte mit so vielen Menschen Brüderschaft getrunken, daß es ihm auf einen Bruder mehr nicht ankam. Auch die Staatsgewalt hatte nichts dagegen. Sie fühlte ein sehr menschliches Rühren, und die ganze Welt war ihr ein Dudelsack. „M . . Mensch! M . . . Mühlmann!“ lallte sie und torkelte dem neuen Freunde entgegen.

„An meinen Busen!“ rief dieser. „Und Herzbruder, Schuft mein Name, wenn ich Dir nochmal die Gefrorene unter die Nase reibe!“

Aber da geschah etwas Seltsames. Als sei ein Stichwort gefallen, das die ganze Szene verwandelte, gerade so war das. Wie der Engel des ewigen Eises ging unsichtbar die Gefrorene durch den Raum. Der Gendarm kam in dem Menschen wieder zum Durchbruch. In seinen umflorten Blicken leuchtete irgendeine Erinnerung auf, und er stammelte: . . . „M . . . . Mühlmann, M . . . Mensch, D . . . Du hast die Polizeistunde überschritten! D . . . Du kriegst einen Sch . . . Strafbefehl!“ Zuerst lachte der Jubilar, dann mußte er es glauben, denn auf alle Einwände schüttelte der Mann der Obrigkeit sein schweres Haupt.

Ratlos sah Herr Mühlmann den Bürgermeister an. Der kratzte sich den Kopf. „Wir hätten die Frau Gendarm mit einladen sollen!“ murmelte er schuldbewußt.

„Wieso?“ fragte Herr Mühlmann verblüfft.

Der Bürgermeister gab ihm einen kleinen Rippenstoß. „Sei nicht so begriffsstutzig! Mach's wieder gut! Geh zu ihr, persönlich, hol' sie jetzt noch her. Sonst hast Du morgen früh die Anzeige. Denn um elf Uhr ist die Polizeistunde und der Pantoffel die Stelle, wo auch die Polizei sterblich ist.“

Nun dämmerte es auch in Herrn Mühlmanns Kopf. Er fing an zu begreifen, warum der Mann an seine Frau so ungern erinnert sein wollte.

Aber der Weg war weit. Der Gendarm wohnte außerhalb des Oertchens, jenseits des Waldes, nahe dem Försterhaus. Bereitwillig lieh der anwesende Förster sein Wägelchen. In größter Hast wurde eingespannt. Der Gastgeber und der Gatte stiegen ein, und fort ging es durch die Mondnacht über den romantischen Mühlmannssteg.

War es die Romantik oder der gute Trunk oder beides? Als sie so fuhren, bekam der Mann der Ordnung das weinende Elend, und der ganze Jammer seines Lebens trat ihm auf die Lippen. Traurig gestand er, daß er als Ehemann einer höheren Macht Gehorsam schuldig sei.

Die Gefrorene hatte den teuflischen Plan ausgesonnen, daß ihr Mann durch seine Gegenwart die harmlosen Seelen sicher machen und sie dann anzeigen sollte. Das war ihre Rache an dem Jubilar, der sie nicht eingeladen hatte.

Nun kam er selbst und holte sie. Ihr Triumph war vollkommen. Sie zog rasch ihr Grenadierblaues an und stieg wie eine Königin in den Wagen . . . .

Wegen der überschrittenen Polizeistunde bekam Herr Mühlmann keinen Strafbefehl. Einen anderen aber erhielt er, weil er ohne Laterne nachts durch den Wald gefahren war. Wütend stellte er bei der nächsten Begegnung seinen Freund Gefrorener darüber zur Rede.

„Ist das der Dank dafür, daß ich mir nicht Zeit ließ, die Laternen am Wagen zu entzünden, nur um „sie“ schnell zum Fest zu holen?“

Der Gendarm senkte den Kopf und seufzte trüb. „Was sollt' ich machen? Zum Essen kam sie doch zu spät!“

—⊙—

Johanniszauber

Historische Skizze von G. Wernecke-Dortmund.

„Heute ist dieses gesegneten Jahres längster Tag, ehrwürdiger Vater; ein paar Stündlein noch will ich die Füße rüstig vor einander setzen, dort mein Heimattal hinauf“, so verabschiedete sich am Sommersonnwendtage des Jahres 1436 ein Wanderer vor dem älteren Weggenossen in geistlichem Gewande, der eben an die Klosterpforte von Bornhofen klopfte, ein Unterkommen für den Rest des Tages und die Nacht zu gewinnen.

Weit dehnte sich die grüne Herrlichkeit des Rheintales, und bald erreichte der Blick des kräftig ausschreitenden Wandersmannes Turm und Zinnen der Burg Lahneck. Als die Abendsonne goldene Schleier tief über Fluß und Rebenhügel hängte, grüßte er tief ergriffen die heimatliche Erde. Sinnend verweilte er, eine Handvoll Ackerkrume verstreuend.

Vor seinem geistigen Auge flogen die zehn verflossenen Jahre vorüber, da er das Brot der Fremde gegessen. Noch fühlte er den inneren Drang, der ihn einst aus Hessens Klosterschulen getrieben, damals, als über Deutschlands Gauen das Licht der Alten zu scheinen begann. Ins Welschland war er gewandert, Lehrer zu hören, die noch zu Petrarcas Füßen gesessen hatten. Wo, war dort Weisheit zu erwerben; trotz seiner Jugend erwarb er sich den Ruf eines erleuchteten Ciceronkenners und Virgildeuters. Aber immer noch suchte er vergebens das hohe, reine Menschentum bei den Männern, die sich Humanisten nannten; Eitelkeit und Zanksucht umschatteten das strahlende Licht. Ueberall, selbst hinter kühlen Klostermauern, klirrten die Waffen des Geistes mißtönend, nirgends war Ruhe und Frieden.

Da hatte es ihn gedrängt, den Schritt nordwärts zu lenken, die Alpen hinter sich zu lassen und wieder deutsche Laute zu hören. Aus Bologna war er als Geheimschreiber eines päpstlichen Legaten zum Konzil nach Basel gekommen. Zwar haßte er die arge Stadt mit ihrem kreischenden, üppigen, gottlosen Wesen. Aber er schaute nicht ungestraft so manche Silbernacht von den dunklen Brücken in die Rheinflut hinab. So nahm er Urlaub und folgte wandernd dem Strome. In Straßburg grüßte er das gelehrte Handwerk und gewann einen Reisegefährten gen Köln. Dann aber wurde er von der Begierde gepackt, die engere Heimat an den Ufern der Lahn zu schauen.

Und da stand er nun. Gebhard von Weilenberg, ein reifig schlanker, sehniger Mann, der nicht wußte, ob er ein Priester, ein Humanist oder lieber gar ein Reitersmann werden wollte. Vielleicht ging ihm unter dem Heimathimmel die Klarheit auf.

Schon schlug das Herz ihm höher, da er den lieblichen Fluß aufwärts zog, an trotzigen Burgen, behäbigen Klöstern, ragenden Domen vorüber. Spät abends langte er am Ziele an; aus ihrem Kranze mächtiger Linden reckte sich die Heimatburg. Hohe Schieferdächer gleißten im Mondlicht, und um den Hauptturm flatterten Dohlen, just wie vor zehn Jahren, als er im Zorn von dem Bruder schied, der ihn einen Magister und Pfaffen gescholten hatte.

Gebhard von Weilenberg folgte dem Pfad zum nahen Odinsborn, dem heilspendenden Quell, der heute, in der Johannisnacht, besonders zauberkräftig sein mochte. Ihn überkam ein wildes Verlangen nach Natureinsamkeit, nach Väter-Art und -Glauben, nach Stillung flammender Wünsche des Blutes, das dieser Erde entstammte. Nur diese eine Zaubernacht wollte er an der Brust der Berge und Wälder, nahe dem Pulsschlag des heiligen Bornes verbringen.

Aus Föhrenzweigen und Birkenlaub baute er ein Hüttlein und streckte sich in Moos und Farn.

Mächtiger bedrängten ihn die alten Gedanken von den Graden aller Wahrheit, wie aus Sinn, Verstand, Vernunft die höchste Schauung erwächst, in der alles, Gott und Welt, ineinander fließt. Diese Einheit in einem Wunder zu erleben, das wäre ihm der heiligen ersten Stunde des Johannistages würdig gewesen.

Während er so in heißen Wünschen sich härmte, kam es wie fernes Schreiten durch die Nacht, näher und näher. Gebhardus hielt den Atem an, behutsam stützte er den Oberkörper auf, und seine Augen durchforschten den magischen Dämmerglanz des Waldes. Bald sah er einen feierlichen Zug von Frauen, in weißen Gewändern, die halboffenen Flechten mit weißen Blüten geschmückt, Blumensträuße und Kräuterbüschel in den Händen. Wo der Quell sich zu einem runden Becken weitet, hielten sie an. Spruch und Lied mischte sich in das Gemurmel des Wassers, das aufspringend und rauschend Kränze und Kräuter empfing. Leise und süß erklangen Namen durch die Nacht, Seufzer und verhaltener Jubellaut. Und geisterhaft, wie sie gekommen, verschwanden die Frauen und Mädchen. Um Liebe, um warmes, seliges Menschenglück hatten sie gebangt und geworben.

Aufstöhnend barg Gebhard das Angesicht in den Händen. Es war ihm, als wollte ein Schluchzen seinen Körper erschüttern und all sein stolzes und starres Gedankenwerk zerbrechen. Wie ein Urquell brach aus seines Herzens Tiefen ein lang versiegelter Strom, wogend Lust und Leid: Ein Sohn dieser heiligen Erde, voll Mark und Blut, ein Bruder dieser starken, sehnend die Arme gen Himmel streckenden Bäume, trank er all die süßen und herben Düfte der Nacht, lauschte er den uralten Mären, aus Mütterahnen und Väterzweifeln seltsam verwoben; das Herz der Heimat wollte er mit allen Fibern seines Wesens ergreifen. Und vor seinem Geiste erstand plötzlich ein reines Bild: Gerberga, die jüngste Tochter des nachbarlichen Geschlechtes, mit der er vor zehn Jahren bei seines Bruders Hochzeitsfeier in festlichem Reigen geschritten war.

In grimmer Weltfeindschaft riß er einst aus blutendem Herzen ihr Bild: hornblond umrahmt das Haupt, mit den Augen blau wie Waldblumen und dem blühenden, roten Mund. Erbebend sank der Mann auf sein Mooslager zurück, im kühlen, klaren Johannismond Vergessen suchend.

Da rauschte es abermals wie Frauengewand; durch das pfadlose Gesträuch, bald zögernd, bald flüchtigen Fußes, nahte eine jugendschlanke Gestalt in Novizentracht, ein grünes, aus Laubwerk geflochtenes Kreuz an die Brust drückend. Sie bog sich zum Quell, schöpfte mit der Hand und kostete. Dann warf sie das Kreuz hinein und rief dreimal, leise und traurig, wie zu einem Abschied auf ewig, ein Wort — —

Gebhard von Weilenberg wollte das Herz erstarren, deutlich hatte er seinen Namen vernommen. Aber erst, als sich die Frau zum Gehen wandte, vermochte er die Antwort zu geben: „Gerberga!“ — Sie kehrte sich zu ihm und er erkannte: Gerberga hatte all die Jahre auf Dich gewartet.

Von wildem Schmerz durchrissen, sprang Gebhard auf. Vor Gerberga sank er auf die Knie, bat und flehte. Aber sie streckte abwehrend beide Hände gegen ihn aus, und sein Auge und Ohr vernahmen: „Zu spät!“ Am gleichen Tage noch muß die Geliebte des Himmels Braut werden. Unheilige Lust auf ewig zu bannen, hatten die Oberinnen ihrem Wunsche willfahrt und sie zu einem letzten Male den Weg zum Quell gesandt, um von dem Wasser, das sich in dieser uraltheiligen Nacht in Christi Blut verwandelt, Vergessen zu trinken.

Gebhardus neigte tief das Haupt. Es war ihm, als wechselten Gerbergas Gestalt und Antlitz vor seinen Augen; die blonde Madonna eines jungen Meisters, die er in Florenz gläubig betrachtet hatte, grüßte ihn, von silbergrünem Licht umwoben.

Noch einmal beugte er das Knie, dann wandte er sich und ging den Weg zum Tale hinab. Er sah nicht empor zur Burg der Väter. Nach dem Schreibzeug, das ihm zur Seite hing, griff er mit irrer Hand und gelobte, in einer Dichtung von der Welt Abschied zu nehmen: in einem Gespräch über die Liebe sollten sich Glanz und Süße mit dem Ernst der großen Zeit vermählen.

Der Morgenstern schritt ihm voran auf dem Wege zu Nicolaus Cusanus, der einst bei den Fratern zu Deventer mit ihm das Gelöbnis gewechselt hatte, daß sie einander Beistand leisten wollten. Aber noch im Kardinalshut weihte Gebhard von Weilenberg jedes Jahr zur Johannisnacht drei Kerzen dem Gedenken Gerbergas.

—⊙—

Panik

Skizze von Heinz Ludwig Raymann.

Gerade als der behäbige Robert Flower von der Regentstreet in die Lincolnallee einbog, sauste ihm etwas hart klatschend an die Brust. Flower taumelte und stürzte lautlos zu Boden. Sein Gesicht lief blau an, der Atem stockte. Bald lag der schwere Mann still. Der Abendwind strich durch die Haare eines Toten.

John Lindsay hatte diesem seltsamen Vorgang vom Fenster seines Eckhauses zugesehen. Aufgeregt stürzte er auf die Straße und schaute forschend in die starren Augen Flowers. Er hob dessen Arm, der leblos zurückfiel. Flower schien tot. Wahrscheinlich infolge eines Herzschlages. Doch nun sah Lindsay zu seinem Schrecken gerade über dem Herzen ein brandgeränderntes Loch in Flowers Weste. Zwei dicke schwarze Blutstropfen quollen daraus hervor. John starrte dieses kleine brandige Loch wie etwas unfaßbar Grausiges an. Dann schrie er auf. Passanten sammelten sich an. John mußte unzählige Male erklären, was er gesehen. Sein weißer Bart zitterte heftig. Man holte einen Arzt und rief die Polizei. Der Arzt riß Flowers Weste und Hemd auf: Da klaffte eine erbsengroße Schußwunde in der Herzgegend. Erregte Fragen und Vermutungen flogen hin und her. Niemand hatte einen Schuß gehört.

Unterdessen schaffte die Polizei den Toten weg. Die Oeffnung der Leiche stellte Tod durch Herzschuß fest. Man fand die Kugel eines starken Browmings, in die eine „aufgehende Sonne“ eingeritzt war. Merkwürdige Art, jemanden unter diesem Zeichen in die ewige Nacht zu befördern. Nach der Beschaffenheit der Wunde mußte der Schuß aus der Nähe abgegeben worden sein. Es war jedoch erstaunlich, daß niemand einen Knall in der stillen Lincolnallee gehört hatte. Die Polizei stellte Untersuchungen an, die ergebnislos verliefen. Es mußte sich doch wohl um eine verirrte Kugel oder sonst einen unglücklichen Zufall gehandelt haben.

Einige Tage später, als die Aufregung über den toten Flower bereits versandete, fand man am hellichten Tage den Zahnarzt Bullard mit seinen beiden Assistenten mitten auf der Hauptstraße liegen. Tot. Alle drei mitten durchs Herz geschossen. Wieder hatte niemand einen Schuß gehört, wieder fand sich die Kugel mit der „aufgehenden Sonne“. Hatte man bei Flower an einen unglücklichen Zufall denken können, so war hier die verbrecherische Absicht klar. Etwas derartiges war in Omaha (U. S. A.) noch nicht vorgekommen. Angst griff um sich. Die Polizei forschte fieberhaft, jedoch vergeblich.

Als drei Tage später der Verkehrspolizist an der Kreuzung zweier lebhafter Straßen plötzlich mitten in einem Haltsignal zusammenbrach und ebenfalls an dem rätselhaften Herzschuß verblutete, wurde die dumpfe Angst zur offenen Furcht. Aengstliche reisten heimlich bei Nacht fort. Die Polizei, die nichts herausbrachte, raste. Von allen Säulen schrieen grellrote Plakate hohe Belohnungen aus; gewiegte Kriminalisten aus Newyork und Chicago wurden herbeigeholt. Doch auch sie brachten kein Licht in das Dunkel der „aufgehenden Sonne“. Im Gegenteil: nunmehr stürzte alle drei Tage an irgend einer lebhaften Stelle der Stadt irgend ein bekannter Bürger mit durchschossenem Herzen zu Boden. Niemals hörte man einen Schuß. Die meisten wagten nicht mehr über die Straße zu gehen. Scheu blickte man nach Kellerlöchern und Dachluken. Wurde irgendwo plötzlich ein Fenster geöffnet oder platzte knallend ein Fahrradschlauch, dann setzte sofort wilde Flucht ein. Der Geschäftsverkehr stockte. Reisende mieden Omaha wie die Pest. Panischer Schrecken lastete über der Stadt, die nach jedem neuen Mord wie ein Tier aufheulte.

Als die Panikstimmung unerträglich wurde, erschien auf der Hauptpolizeiwache Philipp Carter, ein hagerer, fanatisch blickender Bürger Omahas, hob einen Revolver, zielte kurz — ein leises Zischen — ächzend stürzte einer der Polizisten durchs Herz getroffen zu Boden. Alle standen fassungslos. Der Hagere schrie: „Habe ich nun die Brauchbarkeit meiner Waffe genug bewiesen?!“ Die Polizisten schlugen Carter nieder. Sie betrachteten den eigenartig konstruierten Revolver und sahen auf den Kugeln im Magazin die „aufgehende Sonne“. Ahnten den Zusammenhang. Einer der Polisten drückte die Pistole auf die Wand ab; es zischte, und die Kugel klatschte in die Wand. Da wußten sie genug. Carter wurde gefesselt und in eine Zelle geführt.

Es stellte sich heraus, daß Philipp Carter der Erfinder eines schallosen Revolvers war. Carter hatte das Ergebnis seiner Lebensarbeit, eine geräuschlos schießende Waffe, dem Kriegsministerium eingereicht. Dort war das Modell vom Büro zu Büro gewandert. Nach langer Zeit erhielt der Erfinder die Nachricht, daß seine schallose Waffe sich nicht für das Heer eigne. Carter verbesserte in jahrelanger Arbeit seine Erfindung, konnte aber kein Patent erlangen. Darüber wurde er irrsinnig. Sein Wahnsinn gab ihm den furchtbaren Gedanken ein, die Aufmerksamkeit der Behörden durch drastische Mittel auf seine Erfindung zu lenken. Er schoß mit seiner Waffe, deren Schallosigkeit ihn nicht verriet, in raffiniert berechneten Abständen harmlose Bürger am hellichten Tage nieder. So lenkte er die Aufmerksamkeit von Stadt und Staat auf sein furchtbares Werk. Das war die Lösung des Rätsels von der „aufgehenden Sonne“.

Wenige Tage darauf schlossen sich die Tore des Irrenhauses hinter dem Fanatiker einer gefährlichen Erfindung.

—⊙—

Die Unglücksschuhe des Abulkaßim

Nach dem Arabischen erzählt von Josef Weiß, Bonn.

In der großen und reichen Stadt Bagdad am Tigris wohnte vor vielen Jahren Abulkaßim, genannt „der Zitherspieler“. Er besaß ein Paar Schuhe, von dem er sich nicht trennen konnte. Sieben Jahre trug er sie, und so oft eine Stelle schadhaft wurde, setzte er einen Flicken darauf, so daß sie schließlich alle Form verloren und in der ganzen Stadt sprichwörtliche Berühmtheit erlangten.

Eines Tages kam Abulkaßim von ungefähr auf den Glasmarkt. Ein Agent, der ihn be-